

Jörg Olbrich



Das
chicksal
Wallensteins

Geschichten des **VI**
Dreißigjährigen Krieges

Historischer Roman

acabus

 acabus

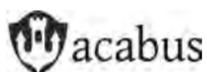
Jörg Olbrich

Das Schicksal Wallensteins

Geschichten des Dreißigjährigen Krieges

Band 6

Roman



Olbrich, Jörg: Das Schicksal Wallensteins. Geschichten des Dreißigjährigen Krieges 6. Hamburg, acabus Verlag 2023

1. Auflage

ISBN: 978-3-86282-864-7

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: ISBN 978-3-86282-846-3

Lektorat: Angellika Bünzel

Korrektur: Amandara M. Schulzke, acabus Verlag

Satz: Enrico Frehse, Phantasmal-Image

Cover: © Annelie Lamers, acabus Verlag

Covermotiv: Soldat: © tin soldier crusader isolated on white, vityal tiagnov, adobe-stock.com; Leinentuch: © <https://pixabay.com/de/weiß-stoff-vorhang-transparenz-2130332/>

Karte: © Annelie Lamers

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der acabus Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© acabus Verlag, Hamburg 2023

Alle Rechte vorbehalten.

www.acabus-verlag.de

Gedruckt in Deutschland





Mainz, 22. November 1632

Axel Oxenstierna riss das Fenster auf, streckte den Kopf ins Freie und zog die eiskalte Winterluft gierig in seine Lungen. Das Gefühl zu erstickten blieb. Er öffnete den Kragen seines Hemdes. Dann zwang er sich ruhig durchzuatmen.

Der Regen hatte seine wenigen Haare mittlerweile durchnässt. Dicke Wassertropfen liefen durch sein Gesicht. Der Reichskanzler bemerkte es nicht.

Die Kälte zwang ihn schließlich, das Fenster in seinem Amtszimmer im Rathaus von Mainz zu schließen. Er setzte sich an seinem Schreibtisch und nahm einen Weinkrug zur Hand. Beim Auffüllen seines Bechers lief mehr als die Hälfte daneben.

Die rote Flüssigkeit ließ auf den Brief, den Oxenstierna vor einigen Augenblicken gelesen hatte und vermischte sich dort mit dem Wasser, das von seiner Stirn tropfte.

Zitternd startete der Reichskanzler auf das Schreiben des Herzogs von Sachsen-Weimar, das ihn überhaupt erst in diesen Zustand versetzt hatte.

Es erfüllt mich mit allergrößter Traurigkeit und tut mir in der Seele weh, Euch mitteilen zu müssen, dass Gott der Allmächtige unseren großen König und heldenmutigen Anführer Gustav Adolf von Schweden in einer Schlacht in der Nähe von Leipzig zu sich gerufen hat.

Seine Majestät geriet im dichten Nebel in ein Scharmützel und wurde feige von einem Gottlosen erschossen, der aus dem Nichts vor unserem König und seinem Gefolge auftauchte. Nach dieser schändlichen Tat haben unsere tapferen Soldaten

nicht eher geruht, bis sie den Feind vom Schlachtfeld in Lützen vertrieben und in die Flucht geschlagen haben.

Jetzt sind die Männer vor größter Bekümmernis und Schmerz erstarrt. Die Trauer ist grenzenlos und lähmt unsere Gedanken.

Der Leichnam seiner geliebten Majestät wird für seine letzte Reise in die Heimat vorbereitet. Das Heer ist in guter Ordnung und sammelt seine Kraft. Ich ersuche Euch jedoch dringend, in größter Eile zu uns zu kommen und uns beizustehen.

Euer untertänigster Diener

Bernhard von Sachsen-Weimar

Ein Klopfen an der Tür riss den Reichskanzler aus seiner Lethargie.

»Habe ich nicht gesagt, dass ich nicht gestört werden will?«, fragte er ärgerlich, als eine Magd vorsichtig eintrat.

»Der König von Böhmen muss Euch dringend sprechen.«

»Der König von Böhmen sitzt in Wien«, entgegnete der Reichskanzler zornig.

»Ich verstehe nicht.«

»Schon gut. Richtet ihm aus, dass ich gleich bei ihm bin.« Oxenstierna rief sich zur Vernunft. Die Magd konnte nichts dafür, dass er den Winterkönig nicht sprechen wollte. Allein schon der Gedanke an den verweichlichten Adeligen, der nur Forderungen stellte und bisher keinen nennenswerten Beitrag zum Krieg leistete, sorgte für Magenschmerzen. Friedrich V. sah sich als König von Böhmen an. Außer ihm tat dies vermutlich niemand mehr. Doch dieser Titel gehörte immer noch Kaiser Ferdinand II. Nur ein Sieg der Schweden konnte daran etwas ändern, und der war in weite Ferne gerückt.

Auf dem Weg zu dem Pfälzer zwang sich der Reichskanzler zur Ruhe. Er musste einen klaren Kopf bewahren und durfte sich nicht reizen lassen. Die Wünsche des ehemaligen Kurfürsten der Pfalz waren noch bedeutungsloser als vor der Schlacht in Lützen. Das musste ihm Oxenstierna nun schonend beibringen.

Seit Monaten behelligte Friedrich V. ihn: ›Wann lenkt seine Majestät die Truppen endlich in die Pfalz? Wann gelangt die Kurwürde zurück in meine Hände?‹

Oxenstierna und Gustav Adolf waren sich einig gewesen, dass dies geschehen sollte. Eilig gehabt hatten sie es aber beide nicht. Nach dem Tod seiner Majestät betrachtete der Reichskanzler die Pfalz als seine kleinste Sorge.

Oxenstierna ging nur zum Winterkönig, weil er ihm leidtat. Bereits seit über einer Woche plagte ein starkes Fieber Friedrich V. und er war kaum noch in der Lage, etwas zu essen.

Der Reichskanzler hatte eigens Peter de Spina III. aus Darmstadt nach Mainz kommen lassen. Aber bisher half auch die Weisheit des berühmten Arztes nicht.

›Den Winterkönig plagt der Kummer. Er löscht den Lebenswillen, tötet aber nicht‹, hieß es im Vertrauen. Oxenstierna konnte sich aber nicht vorstellen, dass ein Mann aus diesem Grund sterben könnte.

Als der Reichskanzler die Gemächer Friedrichs V. betrat, die sich ebenfalls im Rathaus befanden, und in das Gesicht des Pfälzers schaute, schrak er zusammen. Es ging ihm deutlich schlechter als vor drei Tagen.

›Ich muss Euch bitten, meinen Patienten nicht zu sehr aufzuregen‹, sagte Peter Spina III. spitz.

›Das habe ich nicht vor.« Oxenstierna verzichtete auf den Hinweis, dass der Winterkönig ihn hergebeten hatte. Er trat näher mit dem Gefühl, ins Gesicht eines Greises zu sehen. Dabei zählte Friedrich V. die Dreißig noch nicht lange. ›Ihr wolltet mich sprechen?‹

›Ist es wahr, dass Gustav Adolf auf dem Schlachtfeld gefallen ist?‹ Die Stimme des Pfälzers klang brüchig.

»Das ist es.«

»Dann habe ich die Pfalz wohl endgültig verloren.«

»Es hat den Anschein«, gab Oxenstierna bissig zurück und musste sich beherrschen, den Kranken nicht härter anzugehen. Ohne ein Wort des Beileids sofort zu jammern, passte zu ihm. Dabei war längst nicht klar, wie es mit der Pfalz weitergehen würde. Solange der schwedische Feldzug im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation fortschritt, bestand auch für Friedrich V. Hoffnung. Oxenstierna wollte aber jetzt nicht mit dem Winterkönig diskutieren. Sollte er denken, was er wollte, und sich dem Elend hingeben.

»Ich muss Euch wirklich bitten zu gehen«, sagte Peter Spina III.

»Mein Patient braucht Ruhe.«

»Ich hatte nicht vor, länger zu bleiben.«

Auf dem Weg ins Amtszimmer ärgerte sich Oxenstierna weiter über den Winterkönig. Was bildete sich der Pfälzer ein? Er selbst trug nicht einen Taler zur Finanzierung des schwedischen Krieges auf deutschem Boden bei und auch aus England war keine nennenswerte Hilfe gekommen. Bisher stellte Friedrich V. nur Forderungen, ohne eine Gegenleistung zu erbringen.

Oxenstierna hatte durchaus Mitleid mit ihm. Gerade jetzt, wo das Fieber einfach nicht zurückging, hätte es einer erfreulicheren Nachricht bedurft. Daran konnte aber der Reichskanzler nichts ändern. Er musste sich um die Ordnung der schwedischen Armee kümmern, die zu zerbrechen drohte.

Er setzte sich an den Schreibtisch, entzündete eine frische Kerze und nahm eine Schreibfeder zur Hand. Es lag eine lange Nacht vor ihm. Für den Fortbestand des schwedischen Feldzugs im Heiligen Römischen Reich war schnelles Handeln unabdingbar. Jeder verlorene Tag konnte verheerende Auswirkungen haben.

Bei ihrem letzten Treffen in Nürnberg hatte Gustav Adolf ihn zum wiederholten Male beschworen, dass ihr bisheriger gemeinsamer Weg auch dann fortzuführen sei, wenn seiner Majestät etwas zustoßen sollte. Beiden Männern war immer bewusst gewesen, dass der König seinen Kampf mit dem Leben bezahlen könnte. Und doch war der Schock kaum zu bewältigen.

An seinen Schwur fühlte Oxenstierna sich gebunden. Die Fortsetzung des Krieges auf deutschem Boden war wichtig. Schweden konnte nur so vor den Feinden in Europa geschützt werden.

Zunächst brauchte die Armee feste Strukturen, damit die Heerführer schnell auf feindliche Handlungen reagieren konnten. Daher schrieb der Reichskanzler jedem einen Brief mit klaren Vorgaben. Sie sollten sich auf ihn berufen, falls ein untergeordneter Offizier ihren Führungsanspruch infrage stellte.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar sollte Sachsen endgültig von den Kaiserlichen befreien und seine Truppen von dort aus nach Franken führen. General Johann Baner krankte noch an einer Verletzung, die er sich bei der Schlacht an der alten Veste vor Nürnberg zugezogen hatte. Dennoch sollte er die Streitkräfte von Schwaben aus in den Norden Deutschlands führen und dort die Stellung der Schweden verteidigen.

Seinen Schwiegersohn Gustav Horn, der sich im Elsass aufhielt, schickte Axel Oxenstierna zum Bodensee. Dort sollte er Herzog Maximilian von Bayern zurückschlagen und später gemeinsam mit Herzog Bernhard weiter in den Süden vordringen.

Der Reichskanzler unterdrückte ein Gähnen, stand auf und streckte den Rücken durch. Ein Blick zum Mond zeigte, dass die Tageswende kurz bevorstand. Noch durfte er sich aber keine Ruhe gönnen, wenn er die Boten gleich nach Sonnenaufgang mit den Briefen losschicken wollte.

Die schwierigste Aufgabe hob sich Oxenstierna bis zum Schluss auf. Er musste den schwedischen Rat umfassend über die Ereignisse

informieren und den Männern gleichzeitig unmissverständlich klar machen, wie sie zu entscheiden hatten.

Es war keine zehn Tage her, dass der Reichskanzler dem schwedischen Rat voller Stolz berichtet hatte, wie Gustav Adolf dem Feind bei der Belagerung von Nürnberg standgehalten und sich der Gegner unverrichteter Sache wieder zurückgezogen hatte. Der Vormarsch im Heiligen Römischen Reich wurde nur unterbrochen, um dem Bundesgenossen Johann Georg von Sachsen zu Hilfe zu eilen.

Die jetzige Lage zwang den Reichskanzler, einen deutlich bescheideneren Ton anzuschlagen, gleichzeitig wollte er den Rat bedingungslos auf seine Seite ziehen. Kurz dachte er darüber nach, selbst nach Schweden zu reisen und alles in seinem Sinne zu regeln. Damit würde er seine Heerführer im Heiligen Römischen Reich aber zu lange alleine lassen. Außerdem galt es, die Bündnisse mit den protestantischen Fürsten zu stärken. Oxenstiernas Anwesenheit in Deutschland war noch unerlässlicher geworden als schon vor dem Tod Gustav Adolfs.

Der Reichskanzler atmete tief durch und nahm die Feder zur Hand.

Mit gebrochenen Herzen muss ich vermelden, dass seine Majestät Gustav Adolf von Schweden von Gott abgerufen und in Sachsen gefallen ist. In einer ruhmlosen Schlacht in der Nähe von Leipzig geriet unser König in einen Hinterhalt und wurde feige erschossen. Sein Mut und seine beispiellose Tapferkeit, mit der seine Majestät für unser Vaterland focht, hat ihm letztlich den Tod gebracht.

Oxenstierna war durch den schrecklichen Verlust wie gelähmt. Eine Träne tropfte direkt neben dem Schreiben auf die Tischplatte. Er durfte sich jetzt seiner Trauer nicht hingeben. Dafür lagen zu viele Aufgaben vor ihm, die keinen Aufschub duldeten. Niedergeschlagen wischte er den Tropfen zur Seite und konzentrierte sich wieder auf den Brief. Das Unfassbare war formuliert. Jetzt musste das Unvermeidbare folgen.

Nach dem Tod des wohl größten Königs auf der Welt ist es die heilige Pflicht seines Landes, den begonnenen Weg fortzusetzen. Die Unterstützung der Armee, die sich fern der Heimat für den Schutz Schwedens einsetzt, darf nicht nachlassen.

Ich appelliere an den Rat, an alle Statthalter Schwedens, den Hochadel und die Bischöfe alles Nötige zu tun, um die Soldaten mit den benötigten Mitteln auszustatten. Hier ist höchste Eile geboten. Schweden muss die Interessen des Landes und die aller Protestanten wahren.

Ich selbst fühle mich von der furchtbaren Tatsache wie gelähmt, will aber das Meinige dazu beitragen, diesen furchtbaren Krieg siegreich zu beenden. Aus diesem Grund erbitte ich vom schwedischen Rat alle Vollmachten, die es braucht, dieses Vorhaben zu einem Erfolg zu führen.

Obwohl inzwischen so müde, dass es ihm kaum noch gelang, die Augen offenzuhalten und sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, las er den Bericht mehrere Male durch und korrigierte ihn an einigen Stellen.

Als er endlich zufrieden war, schien bereits die Sonne. Er versiegelte alle Briefe und übergab sie an Boten, die sich noch in der gleichen Stunde auf den Weg machten. Jetzt kam der Zeitpunkt, an dem sich auch der Reichskanzler endlich ein paar Stunden Ruhe gönnte.

Sieben Tage später kam am frühen Morgen ein Bediensteter zu Axel Oxenstierna und berichtete vom Tod Friedrichs V. von der Pfalz.

Obwohl der ehemalige böhmische König in den Augen des Reichskanzlers viele Fehler begangen hatte, tat er ihm leid. Der Winterkönig war zu einer der traurigen Personen dieses Krieges geworden.

Prag, 03. Dezember 1632

Albrecht von Wallenstein erwachte und fühlte sich weitaus müder und ausgelaugter als am Abend. Trotz der ersten Nacht in seinem Bett im Prager Palast blieb die erhoffte Erholung aus. Sein Körper schrie vor Schmerz. Hände und Füße brannten wie nach einem Lauf auf allen Vieren über glühende Kohlen. Hinzu kamen Kopfschmerzen. Immerfort klopfte etwas von Innen gegen seine Stirn. Jedes Geräusch, das durch das geöffnete Fenster in sein Schlafgemach drang, fachte die Pein erneut an. Er wollte Ruhe. Wollte schlafen und nichts von den vielen Sorgen hören, die auf ihn einprasselten, sobald er sich vom Bett erhob.

Wallenstein war gestern mit seinem Gefolge in Prag angekommen. Nach den vergangenen Strapazen, die den Herzog von Friedland deutlich über seine Grenzen gebracht hatten, wollte er sich in seinem Palast erholen. Nun mutete er sich auch hier zu viel zu.

Der Herzog von Friedland stand kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag. Er wusste, dass sich sein Leben langsam dem Ende zuneigte. Sein Körper zeigte ihm jeden Tag, wie schmerzhaft sich seine letzten Jahre gestalten würden. Er war des Kämpfens müde, wollte die Freuden des Lebens genießen, solange er es noch konnte. Dennoch durfte er sich nicht mehr als einen Tag Ruhe gönnen. Es gab zu viel zu tun. Er war ein Gefangener innerhalb eines Geflechts von Intrigen und Kriegswirren, die er selbst schuf. Früher oder später würden ihn die Folgen umbringen.

Nach der verheerenden Schlacht in Lützen forderten die obersten Offiziere Wallensteins, nicht nachzulassen und die Schweden zu verfolgen. Gerade jetzt, wo sie ihren König verloren hatten.

Von Wallenstein stimmte nicht mit der Meinung überein, weil er befürchtete, dass dann Generalfeldmarschall Hans Georg von Arnim

mit den sächsischen Truppen aus Schlesien anrückte. Das würde die Kaiserlichen in starke Bedrängnis bringen und erneut viele Soldaten kosten, die von Wallenstein nicht opfern wollte.

Der Herzog von Friedland sah außerdem keinen Sinn in weiteren Gefechten. Es konnte kaum gelingen, die Schweden aus dem Reich zu vertreiben, solange die protestantischen Fürsten ihr Bündnis mit dem Feind aus dem Norden aufrechterhielten. Der Schock über den Verlust ihres Königs würde nicht lange anhalten.

In Lützen war vieles nicht im Sinne des Friedländers verlaufen. Kurz vor der Schlacht hatte es mit einer selbst verschuldeten Teilung der Truppen begonnen, dadurch war er nicht in der Lage gewesen, dem Angriff des Feindes mit geballter Macht entgegenzutreten. Wie hätte er wissen sollen, was der Wasserkönig plante? Zuvor hatte der in Naumburg gesessen und den Eindruck erweckt, dass er dort überwintern wollte. Nichts hatte auf eine Schlacht noch in diesem Jahr hingewiesen.

Nach den Kämpfen in Lützen kam von Wallenstein zur Erkenntnis, dass niemand diesen Krieg auf dem Schlachtfeld gewinnen konnte. Es musste eine politische Lösung her. Am besten ein Teilfrieden, der die deutschen Fürsten einschloss, aber die Mächte von außerhalb nicht berücksichtigte. Die Schweden mussten das Reich verlassen.

Aus all diesen Gründen hatte Wallenstein seine Armee in die Winterquartiere geschickt. Die nächsten Monate mussten nun zeigen, ob die Fürsten im Gegensatz zum letzten Winter bereit waren, über einen Frieden zu verhandeln. Gleichzeitig sollte das Heer zur Sicherheit die alte Stärke wiederfinden.

Der Tod des Feldmarschalls Gottfried Heinrich zu Pappenheim wog schwerer, als von Wallenstein zugeben wollte. Obwohl er sich mehr als einmal über die forsche und draufgängerische Art des Feldherrn geärgert hatte, vermisste er in nun schmerzlich.

Sein Zorn galt auch den nachgeordneten Offizieren, die nach dem Tod zu Pappenheims nicht in der Lage waren, ihre Truppen zu ordnen, und stattdessen die Flucht ergriffen hatten. Die Strafe dafür stand noch

aus. Mit den Pappenheimern wäre ihnen der Sieg gewiss gewesen. Das hätte die Position Ferdinands II. bei den notwendigen Verhandlungen gestärkt.

Von Wallenstein lag auf dem Rücken im Bett und grübelte über die Lage nach. Nach einer Weile spürte er den Druck seiner Blase und entschloss sich, den Raum zu verlassen. So schwer es ihm auch fiel, er wollte sich nicht die Blöße geben, beim Wasserlassen die Hilfe seiner Bediensteten in Anspruch zu nehmen. Später plante er ein Gespräch mit seinem Verwalter Philipp Fabricius.

»Werdet Ihr den Winter über in Prag bleiben?«, fragte Philipp etwa drei Stunden später.

»Zumindest für die nächsten drei Monate«, antwortete von Wallenstein.

»Und Eure Gemahlin?«

»Isabella ist mit unserer Tochter Maria Elisabeth auf dem Weg hierher.«

»Gut. Ich werde Magdalena sagen, dass sie alles für ihre Ankunft vorbereiten soll.«

Gemeinsam mit seiner Frau stand Philipp nun schon seit etwa zehn Jahren im Dienste Albrecht von Wallensteins. Während er die Güter des Friedländers in Prag verwaltete, stand Magdalena den Bediensteten vor und hielt den Palast in Ordnung.

»Sie soll drei weitere Zimmer herrichten. Ich erwarte mehrere Gäste, von denen ein paar auch über Nacht bleiben werden.«

»Natürlich. Ist der König von Schweden wirklich tot?«

»Er ist auf dem Schlachtfeld in Lützen gefallen.«

»Also konntet Ihr den Feind bezwingen?«

»Nein, dieser Gedanke ist töricht. Ein Mann macht keine Armee. Nicht einmal ein König.«

»Warum habt Ihr die Truppen dann aus Sachsen abgezogen?«

»Weil es dort nichts mehr zu gewinnen gab. Die Truppen sind am Ende ihrer Kräfte. Ein Winter in Sachsen hätte bedeutet, früher oder später in ein Gefecht verwickelt zu werden. Tausende wären gestorben.«

»Sind die Schweden denn nicht genauso geschwächt?«, fragte Philipp. Er sah seinem Herrn an, wie sehr er ein paar Tage Ruhe brauchte. Gerade für von Wallenstein wäre es einer Tortur gleichgekommen, die kalten Monate im feindlichen Gebiet zu verbringen.

»Für den Moment mag das zutreffen«, gab der Friedländer zu. »Wir müssen aber vorausschauen. Der Feldzug nach Sachsen war ein Fehler. Genau wie der komplette Krieg auf deutschem Boden ein Fehler ist. Mehr als drei Viertel des Volkes ist evangelisch. Solange die protestantischen Fürsten aufseiten Schwedens stehen, können die Nordmänner nicht dauerhaft besiegt werden. Im besten Falle halten wir ihnen Stand.«

»Warum führt Ihr diesen Krieg dann?«

»Weil es irgendjemand tun muss. Der Kaiser kann nicht gewinnen. Die Protestanten dürfen es nicht.«

»Weil sie das katholische Volk unterdrücken werden?«

»Ja, wir würden alles verlieren.«

»Gibt es überhaupt noch einen Ausweg?«

»Der Kaiser muss mit den deutschen Fürsten Frieden schließen«, erklärte von Wallenstein bestimmt. »Danach müssen die Feinde aus dem Reich vertrieben werden.«

»Ihr meint die Schweden.«

»Ich meine alle. Schweden, Franzosen und Spanier. Gleichgültig, auf welcher Seite sie stehen. Kein Land darf seinen Streit auf deutschem Boden führen.«

Philipp sah seinen Herrn schweigend an. Von Wallenstein setzte großes Vertrauen in ihn, in dem er so offen mit ihm über diese Dinge sprach. Am Kaiserhof hätte so mancher die Worte durchaus als Verrat ausgelegt.

»Gehe nun und Sorge dafür, dass ich heute nicht mehr gestört werde«, sagte von Wallenstein. »Wenn Gesandte im Palast erscheinen, woher auch immer sie kommen mögen, vertröste sie auf morgen.«

»Natürlich.« Philipp tat, wie ihm geheißen, und verließ das Amtszimmer seines Herrn. Er musste Magdalena von dem Gespräch berichten. Sie würde sich sicher über Isabellas Rückkehr nach Prag freuen. Auf dem Weg zu ihr dachte er über seinen Herrn nach. Er sah ihn zum ersten Mal so geschwächt. Selbst vor zwei Jahren, als von Wallenstein vom Generalat abdankte, war es ihm nicht so schlecht ergangen. Er durfte nicht so weitermachen. Sonst würde er es bald sein, dessen Nachruf die Flugblätter der Stadt füllte.

»Ich mache mir große Sorgen um meinen Gemahl«, sagte Isabella von Wallenstein drei Tage später, als sie mit Magdalena bei einer Tasse Tee zusammensaß. »Die Gicht frisst seinen Körper und der Krieg zerstört seine Seele.«

»Ich habe ihn auch noch nie in einem so schlechten Zustand erlebt. Man sieht ihm seine Krankheit deutlich an.«

»Das will er aber nicht zugeben. Als ich heute Morgen mit Maria Elisabeth im Palast ankam, erwartete ich, dass er nach der langen Zeit außer sich vor Freude sein würde, uns zu sehen.«

»War er das denn nicht?«

»Er hat versucht, uns das Gefühl zu geben, es sei so. Ich kenne ihn aber lange genug. Es hat nicht einmal eine Viertelstunde gedauert, bis er ins Amtszimmer ging, um dringende Geschäfte zu erledigen. So abweisend hat er mich noch nie behandelt.«

»Warum tut er sich das an?«, fragte Magdalena. »Warum legt er das Mandat nicht nieder und tritt als Generalissimus des Kaisers zurück?«

»Weil er es nicht kann.«

»Das verstehe ich nicht. Er hat alles, was er braucht. Viel mehr sogar. Er könnte sich aus der Politik und dem Krieg zurückziehen.«

»Nein, Magdalena. Er wird das Schicksal des Reiches niemals in andere Hände legen, wenn er es nicht muss. Er glaubt, nur so seine Güter zu schützen.«

»Vielleicht braucht er ein paar Tage Ruhe. Er hat eine schlimme Zeit hinter sich. Philipp hat berichtet, dass unser Herr einen abwesenden Eindruck auf ihn macht. Sobald er sich erholt hat, geht es ihm sicher besser.«

»Er bekommt aber keine Ruhe. In der kurzen Zeit, in der ich in Prag verweile, haben sich die Gesandten und Offiziere die Türklinke in die Hand gegeben. Wie soll er sich erholen? Er ist nicht eine Minute für sich.«

»Ich weiß es nicht. Philipp versucht, die Besucher nicht zu rasch zu ihm vorzulassen. Er selbst verlangt aber, die Leute zu sprechen, die in den Palast kommen.«

»Das ist es ja gerade. Er mutet sich zu viel zu und erkennt nicht, wie krank er ist.«

Als Magdalena in den Augen ihrer Freundin einen feuchten Schimmer sah, nahm sie Isabella tröstend in den Arm. Der Kummer und die monatelange Trennung von ihrem Mann setzten Isabella stark zu. Trost fand sie nur bei ihrer inzwischen sechsjährigen Tochter.

Magdalena hatte Isabella bei der Geburt beigestanden. Seitdem verstanden sie sich immer besser und genossen die gemeinsame Zeit in Prag. Die Herzogin bot Magdalena auch stets an, sie mit nach Gitschin zu nehmen, wo sie den Großteil des Jahres im Schloss lebte, doch Magdalena wollte nicht fort.

»Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll«, sagte Isabella.

»Du musst für deinen Gemahl da sein. Er braucht dich.«

»Das will ich. Was mache ich aber, wenn er mich fortschickt?«

»Machte er das?«

»Es würde mich nicht wundern.«

»Falls er das tun sollte, sagst du ihm, dass du nicht gehen wirst«, antwortete Magdalena. »In Gitschin kannst du nichts für ihn tun.«

»Ich soll mich gegen ihn stellen?«

»Nein, Isabella. Du sollst dich nur nicht fortschicken lassen. Sag ihm, dass du an seiner Seite sein willst. Ich bin mir sicher, er wird einlenken.«

»Es geht mir auch um Maria Elisabeth. Sie kennt ihren Vater kaum.«

»Dann musst du das ändern.«

»Die Offiziere zu Pappenheim, die vom Schlachtfeld in Lützen geflohen sind, müssen auf das allerhärteste bestraft werden«, sagte General von Wallenstein zum Oberstleutnant Graf Matthias von Gallas, der ihn zu einer Unterredung im Prager Palast besuchte.

»Ihr wollt sie hinrichten lassen?«

»Zunächst ist ihnen der Prozess zu machen. Mit ihrem Verhalten nach dem Tod des Feldmarschalls haben sie unsere Flanke in Gefahr gebracht. Ohne das tapfere Eingreifen Piccolominis wären noch weit mehr unserer Soldaten gefallen. Das darf nicht ungestraft bleiben.«

»Es sind gute Männer, die Euch und dem Kaiser schon lange treu dienen. Als zu Pappenheim fiel, haben sie den Überblick verloren«, erklärte von Gallas. »Wäre es nicht gerecht, ihnen gegenüber gnädig zu sein?«

»Vielleicht wäre es das. Wenn wir aber zulassen, dass Fahnenflucht straffrei bleibt, nur weil es sich um hohe Offiziere handelt, bricht die Kriegsmaschinerie zusammen. Gerade die Heerführer müssen mit gutem Beispiel vorangehen und sich dem Feind stellen.«

»Wenn Ihr es so seht, müsst Ihr jeden einzelnen Soldaten von zu Pappenheims Kavallerie bestrafen.«

»Nein, hätten die Offiziere standgehalten, wären auch die Reiter nicht gewichen. Das Unheil begann mit Oberst Hagens Flucht vom Schlachtfeld. Ich erwarte, dass Ihr die Fahnenflüchtigen ergreift und nach Prag bringt.«

»Ihr wollt ein Blutgericht über sie halten?«

»Ich werde tun, was vonnöten ist.«

Der Autor

Jörg Olbrich, Jahrgang 1970, lebt in Mittelhessen.



Das Heimatdorf des Autors, das zwischen Wetzlar und Braunfels liegt, wurde während des Dreißigjährigen Krieges von spanischen Truppen verwüstet. Die Spanier wollten die Kirchenglocke einschmelzen, um Waffen herzustellen. Die Dorfbewohner versteckten die Glocke jedoch, woraufhin die feindlichen Truppen das Dorf niederbrannten.

Nach der Veröffentlichung seiner ersten Kurzgeschichte 2003 folgten Beiträge in Anthologien. Die Kurzgeschichte *Herz aus Stein* wurde 2008 in der Kategorie »Beste deutschsprachige Kurzgeschichte« mit dem Deutschen Phantastik Preis ausgezeichnet. 2010 belegte sein Roman *Das Erbe des Antipatros* dort in der Kategorie »Bestes Romandebüt, national« den 3. Platz.

Was 2017 mit dem ersten Band „*Der Winterkönig*“ begann, der 2018 mit dem Silbernen Skoutz-Award ausgezeichnet wurde, wird jetzt mit Band VI weitergeführt. Band VII „*Der Söldner*“ erscheint bereits im Frühjahr 2024 und bereitet das fulminante Finale der längsten deutschsprachigen Romanreihe über den Dreißigjährigen Krieg vor.

BITTERMANDELN AUS BYZANZ



Byzanz im Jahre 1189: Das Kreuzritterheer Barbarossas plündert und brandschatzt auf seinem Weg nach Jerusalem. Bei der Besetzung von Adrianopol wird Alkmene, eine Köchin aus der Palastküche, gefangen genommen und Ritter Diethelm als Zeltmagd zugeteilt. Dieser hat schon längst den Glauben an den Kreuzzug verloren und will sich

nicht auch noch um Alkmene kümmern. Doch sie ringt ihm ein Versprechen ab: Sie wird ihm so eine köstliche Mahlzeit vorsetzen, dass Diethelm Alkmene an den Hof des Herzogs empfehlen würde. Diethelm schlägt ein, ohne zu wissen, dass Liebe durch den Magen geht. Und dass beide so zum Spielball mächtiger Intriganten werden.

„Lorbeerduft und Rosenwein. Ein Kreuzritter Barbarossas wird verzaubert von der Kunst einer Delikatess-Köchin. Eine Leidenschaft, die beide in Gefahr bringt.“